

**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 30 (1940)

**Heft:** 16

**Artikel:** Veieli

**Autor:** Tanner-Aeschlimann, C.M.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641972>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

ich auf. Die Sonne leuchtet schon auf der Dent. Ich höre von unten heraus das Murmeln des Baches und ganz nahe höre ich den Klang des Sensendengelns.

Hier ist alles Friede und Licht.

Was soll ich noch diesen Hefthen beifügen, in denen ich Ereignisse erzählte, die mein Leben mit einer Spur gezeichnet haben, die nichts mehr auslöschen kann?

Im Winter 1814 habe ich in schmerzlicher Demütigung gesehen, wie die Österreicher durch unsere Gegend zogen, um über den Jura in Frankreich einzufallen und nach Lyon vorzustoßen. Ich war damals jung verheiratet. Als ich, aus der Schmiede kommend und trotz der Umwege, die ich machte, um ihnen auszuweichen, ihre weißen Uniformen auf der Straße sah, da verspürte ich eine solche Bitterkeit, daß meine liebe Frau lange brauchte, um sie wieder zu zerstreuen. Mir schien es, die Anwesenheit fremder Armeen bei uns sei eine Schande für unser Land, das sie hatte eindringen lassen, ohne zu versuchen, sie aufzuhalten.

Aber diese Bitterkeit, diese Demütigung ließen mich besser begreifen, was unsere Pflicht war: Einiger sein unter Eidgenossen, stark genug sein, um uns geschäft und geachtet zu machen. Wir sollen gewiß nicht den Krieg herbeiwünschen, denn er ist furchtbar mit all dem, was er nach sich zieht, mit den Grausamkeiten, dem vergossenen Blut, den zerstörten oder verstümmelten Leben; aber wir müssen ihm ins Gesicht zu sehen wissen, wenn er jemals unser Land bedrohen sollte, und wir müssen unsere Ehre über alles stellen. Das ist noch das beste Mittel, um unserm Vaterland jene dunklen Jahre zu ersparen, die nach 1798 kamen und während denen das Land geplündert, gebrandschatzt und mit den Füßen getreten war und den Armeen der benachbarten Länder zum Kriegsschauplatz dienen mußte.

Es gibt Leute, die sich aus der Religion eine Art Schild machen, hinter dem sie den Militärdienst ablehnen. Ich kann ihnen als alter Soldat sagen, daß ich meine Bibel so gut lese wie sie und daß ich darin und auch nicht vor meinem Gewissen keine Verdammung des Dienstes, den man der Heimat schuldig

ist, gefunden habe. Christus ist gekommen, um uns ein Gesetz der Liebe zu bringen, das ist wahr, und wir sollten uns bemühen, ihm auf diesem Wege zu folgen. Aber niemals hat er die Feigheit als Tugend gepriesen, und Feigheit ist es, sein Leben lang alles mitzugenießen, was ein Land an Vorteilen bieten kann, sich dann aber zu weigern, es zu verteidigen, wenn es bedroht ist. Den Militärdienst, wie er bei uns besteht, als eine Art Sünde zu betrachten, weil er uns lehrt, uns der Waffen zu bedienen, ist ebenso widersinnig, wie wenn man den Diebstahl abschaffen wollte durch Aufhebung der Polizei.

1815 widerhallte das Echo von Waterloo schmerzlich bis hieher und erwachte das Andenken an so viele brave Waffenbrüder, die dort unten gestorben sind für eine von Anfang an verlorene Sache.

Dann wurde Napoleon auf Sankt Helena verbannt, wo er nach sechs Jahren des Exils gestorben ist. Ich glaube, daß dieses wundersame Leben noch zu nahe bei uns ist und daß uns noch zu viele Elemente fehlen, um mit einiger Unparteilichkeit den Mann und sein Werk beurteilen zu können. Wir haben gesehen, zu welchen Rückschlägen ihn sein entfesseltes Genie geführt hat und welches Unglück daraus für sein Land entsprungen ist; aber es wäre Undankbarkeit von unserer Seite, wenn wir, die wir unter seinen Fahnen gedient haben, ihm den Stein nachwerfen wollten, weil er unglücklich gewesen ist. Er hat uns kennen gelernt. Er hat uns genug geschägt, um unsere Unabhängigkeit zu achten, und sein Genie hat die Regierungsform zu finden vermocht, die für uns paßte, während die inneren Zwistigkeiten uns zerrissen.

Wir, die Soldaten, haben alles mit unserm Blute bezahlt. Wir sind quitt. Aber etwas hat mir Freude gemacht, wie es auch meine einstigen Waffengefährten gerührt hätte, nämlich, daß sich ein guter Waadtländer gefunden hat unter den Getreuen, die den Kaiser begleitet haben, um ihm bis zum Ende beizustehen und ihm die Augen zuzudrücken. Was Noverraz tat, das tat er in unser aller Namen. Wir, die alten Soldaten, haben dies gefühlt.

Schluss folgt.

## Beieri

D'Fruehligsunne het se vüre grüest, die liebe, chlyne, blaue Beieri; het so lang ihri guldige Strahlen uf d'Ärden abgeschickt, bis sie ihri Chöpfli vüre gestreckt u die blauen Augli upft hei un jeh lüüchte sie us de grüene Blettsli usen u schmöcke so fein u so starch, daß me se scho vo witem kennt un es eim wohl tuet bis i ds Härz.

Beieri sy gäng vo myne liebschte Blüemli gsi. Im Fruehlig, we d'Blüemli ume vüre cho sy, de ha-n-i ou na myne Beieri Usschou ghalte, ha se gsuecht u die schönschten a de versteckschsten Orte fungt u die, wo-n-i am längsche ha mülléche sueche, die sy mer de gäng no die liebschte gsi! D'Liebi zu dem chlyne, blaue Blüemli isch mer scho als Chind i ds Härz gleit worde.

Wenn albe im Hustage d'Sunne so warm u guldig isch cho abeblinzen in üsi Gaß, un üs dr Fruehlig gspienzlet het, de het's üs nümme still gha z'Burdlef, i dr liebe Batterstadt. De hei mer em Müetti oder em Ätti ghääret u bättlet, bis mer d'Erlobnis hei gha für ga z'Blüemele, u we nes de so wit isch gsi, de sy mer gleitig mit üsne Chörbli, e Biß Brot un e Öpfu drinn, abzottlet, zur Stadt use am Beieliport zue. Das isch am ne hilben Ort usföhär em Totehof gläge, wo dr Wäg.gäge Bärn zue geit, wo nes rächts gägem Maiemoos u witer links gägem Unterbärg u -Tal abschwächt. Dert a däm sunnige Port isch es de albe ganz blau gsi vo all dene liebe Blüemleni u jedes Jahr

sy mer häre g'gange u jedes Jahr sy sie gäng ume da gsi. Das Beieliport het feiechly e Rolle gspielt in üser Chinderzyt, es het im Fruehlig gäng e grüüsligi Liebigschraft gha u wil mer's lieb hei gha ,hei mer's ou nie vergässe.

U no jeze, wenn i blau Beieri gseh lüüchte, mueß i zrug dänken a die schöni, glücklechi Byt wo mer als Chind dr Fruehlig duß vor der Stadt gsuecht un i de Chörbli heitreat hei. —

U no eis Beieliplähli ha-n-i kennt, wo mer äbe so vertrout un äbe so lieb isch gsi. Das isch neher zueche gsi. Oben am Schloßbärg isch es gläge, wo me wit i ds Land use het chönne liegen u d'Schneebärgen im schönschten Chranz het lüüchte gseh. „Sündeli“ het's gheissen u ds Wägli, wo vom Schloß dert z'dürab führt „Sündewägli“. I ha lang nid chönne begryfe, warum das liebe, ärdeschöne Ussichtsplätzli so ne wüeschte Name mueß ha u das chlyne, verstedte, romantische u ganz mit Gstrüpp überwachsne Wägli isch mer gar lieb gsi u Beieri het's ou überall gha. Es isch eigetlig e verbotene Wäg gsi. Dert düré het niemer dörfen, aber em Gfangewärter sys jüngschte Töchterli isch mys Fründineli gsi u drum ha-n-i da e chlyne Vorzug gha, wo-n-i de ou ghörig usgnügt ha, un i bi ou mängisch gwüßt meh im Schloß oben als deheime gsi! I ha aber ou es niedersch Plätzli un Eggeli kennt u gäng gwüßt wo die schönschte Blüemli z'finde sy. Aber am liebschte sy mer albe doch im „Sündeli“ gsi u hei vo höher Wart i ds Tal use gluegt.

U warum het es eigetlig so gheiße, Sündeli, Sündewägli? Es isch mit zruugg z'föhre gsi i die alte Schloßzhyte, wo d'Todesstraf no gherrscht het. Wenn alben e Verbrächer zum Tod verurteilt worden isch un ihm oben im Turm ds Armsünderglöggli uf em letschte Gang glühte het, de isch me mit däm Todgweihete nid him große Schloßtor use, sondern ds Stägli ab bim chline Türli use, wo i ds Sündeli füehrt, u vo dert isch me de dürr ds Sünderwägli oder besser Armsünderwägli abe g'gange un uf

em nächste Wäg zur Stadt use, am Galgehübeli, am Richtplatz, zue. —

— Wie das wohl so amene settige unglückliche Möntsch het müeße z'Mut sy, bsungers, we's de no öppé gar e strahlende Frühligsttag mit Sunneglanz, Firnelicht u Beieliduft isch gsi? — Das ha-n-i mänglich still für mi sälber müeße dänke, wenn i die blaue Schloßveieli büschelet ha. —

C. M. Tanner-Aeschlimann.

## Die vergessene Beschwerde

Salzmeier, Reisender bei der Radioparate A.-G. in Z. muß jeden Monat auf vierzehn Tage in die Provinz fahren.

Als er einmal in Graubünden zu tun hatte, in einem sehr kleinen Flecken, wo weder die Eisenbahn fährt noch ein regelmäßiger Autobusverkehr die Verbindung mit der Stadt aufrechterhält, beschließt er nach stundenlangem Warten, zu Fuß in die nächstliegende Ortschaft zu gehen, um sich von dort mit dem Postomnibus nach Chur befördern zu lassen. Müde und hungrig kommt er am Posthalter an, löst sich eine Fahrkarte, und da bis zur Abfahrt des Omnibusses noch eine Stunde Zeit ist, geht er in den nahegelegenen Gasthof und bestellt ein ausgiebiges Nachtmahl.

Plötzlich ein lautes Hupeignal. Salzmeier springt auf, stürzt ans Fenster, saust zum Tisch zurück, ergreift seinen Musterkoffer, wirft drei Franken auf den Tisch und verläßt schnurstracks das Lokal.

In diesem Augenblick fährt der Omnibus ab.

„Halt!“ schreit Salzmeier und läuft hinterher. „Ich fahre mit!“

Der Chauffeur schüttelt den Kopf.

„Bedaure — alles besetzt!“

„Was heißt das!“ Salzmeier prustet wie eine Lokomotive. „Hier ist meine Fahrkarte — bitte, Sitz Nummer sieben! Der Kerl, der auf meinem Platz sitzt, soll aussteigen!“

„Das gibt's nicht! Hier steigt ein, wer will, und zahlt im Wagen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

Entrüstet stürmt Salzmeier an den Posthalter, um sich zu beschweren. Doch auch hier erhält er die Antwort, daß es immer so gehalten worden sei, und daß man ihm nicht helfen könne.

Salzmeier, empört, eine ganze Nacht in dem Nest bleiben zu müssen, entwirkt eine Beschwerdeschrift und schickt sie an den Bundesrat. Obgleich das Schreiben mit seiner genauen Anschrift unterzeichnet ist, erhält er keine Antwort, und er vergibt den ganzen Vorgang, bis er einmal in denselben Ort kommt.

Holla, sagt er sich, hier war es, wo ich trotz des Fahrtheins nicht mitgenommen wurde. Diesmal will ich praktisch sein!

Lange vor der Abfahrt sucht er sich den besten Platz aus und läßt sich darauf nieder. Der Wagen füllt sich. Es kommt ein Herr und findet keinen Platz mehr.

Aha, lacht Salzmeier schadenfroh vor sich hin, jetzt geht es dem wie mir beim erstenmal.

„Die Fahrtscheine bitte!“

„Alles ist damit versehen, nur Salzmeier nicht.“

„Bedaure, mein Herr, der Platz ist besetzt“, sagt der Fahrer verbindlich, „hier dieser Herr hat Nummer vier!“

„Erlauben Sie“, protestiert Salzmeier, „Sie sagten mir vor weniger Zeit, man zahle im Wagen, und wer zuerst kommt . . .“

„Ja, das war früher! Aber da hat sich ein dummer Kerl beschwert, und seitdem ist es anders!“

Und wieder einmal fuhr der Omnibus ohne Salzmeier nach Chur. —

B. F.

## • • . gewöhnen sie sich das Rauchen ab

Groteske von B. F.

Ich saß mit einem befreundeten Professor bei Tisch. Der alte Herr betrachtete mich lange und schüttelte dann den Kopf.

„Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! Sie rauchen eine Zigarette nach der andern! Dabei sehen Sie bereits wie ein Laubfrosch aus! Wieviel Zigaretten rauchen Sie eigentlich am Tag?“

„Zwanzig.“

„Entsetzlich! Sie Unglücksmensch! So müssen Sie ja elend zugrunde gehen! Ich rate Ihnen: Gewöhnen Sie sich das Rauchen ab!“

• Tatsächlich. Das hätte mir auch selbst einleuchten müssen. Ich beschloß also, gleich am nächsten Tag mit der Entwöhnung zu beginnen. Mit einemmal würde es aber schwer gehen. Ich mußte es allmählich tun.

„Allmählich? Ach was! Lieber so rasch als möglich!“

So hatte ich beim Frühstück gesprochen, wo ich sonst zwei Zigaretten zu rauchen pflegte. Jetzt rauchte ich fünf. Dabei zürnte ich auch dem Professor, daß er mir das Rauchen nicht schon früher verboten hatte, da doch jeder Mensch weiß, daß das Rauchen schädlich ist.

Ich hatte einmal gehört, daß man in den Konditoreien den Bediensteten das Naschen abgewöhnt, indem man ihnen anheimstellt, Kuchen und Torten nach Herzenslust zu essen. Die

Angestellten bekommen dann durch den übermäßigen Genuss einen solchen Ekel, daß sie jahrelang keine Süßigkeiten anrühren mögen.

Ungefähr so verhält es sich mit dem Rauchen.

Es ist mir gelungen, mein Tagesquantum auf fünfzig Zigaretten hinaufzuschrauben. Ich fühle mich dabei ganz ausgezeichnet.

Ich bin bei sechzig angelangt. Einen Ekel verspüre ich noch immer nicht. Meine Arbeitskraft, meine geistige Frische sind stärker als je zuvor.

Siebzig! Ich warte gar nicht erst ab, bis eine Zigarette vollkommen zu Ende geraucht ist. Ich zünde mir jede neue an der vorigen an. Kettenraucher!

Am Abend des siebten Tages hielt ich eben die fünfundsechzigste Zigarette im Mund. Da setzte sich der Professor an meinen Tisch und fuhr mich barsch an:

„Nun? Rauchen Sie etwa gar noch immer zwanzig Zigaretten im Tag?“ Aufrichtig sagte ich: „Nein!“

Der Professor nahm die Hornbrille ab, putzte sie, setzte sie wieder auf, starre mich durchdringend an und sagte lächelnd:

„Da sehen Sie, Sie Bösewicht! Wenn Sie wüßten, wie ungemeinlich besser Sie bereits aussehen!“ —